

Zaghafte Liebe

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1952)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZAGHAFFE LIEBE*

von August Steinmann

Damals, als Herr Theophil Bohl, der junge Kandidat der Theologie, Sabina, die Tochter des ehrsamem Buchbindermeisters Bingasser, kennengelernt hatte, stand diese in der ersten Zeit ängstlich behüteten aufblühenden Mädchentums. Ihre Mutter, eine energische Frau französischen Blutes, bewachte die Tochter auf Schritt und Tritt. Güte und Strenge walteten im Hause und waren die Verbündeten einer puritanischen Einfachheit. Der Vater war ein kleiner, kränklicher Mann, der in einer engen Butik für die Gelehrten der Stadt und für etliche reiche Bürger und Bürgerinnen Bücher nach der beliebten Pariser Mode einband. Er verstand sich auch auf zierlichen Golddruck und das Zeichnen zarter Arabesken. Seine Finger und der grüne Schurz glänzten vom verwendeten Goldschäum. Das schmale Haus, in dem sie wohnten und in dem, gegen ein Höflein hinaus, auch die Werkstatt eingerichtet worden war, hieß «Zum Ölblatt» und war ererbtes Eigentum Vater Bingassers. Schlüssel, Schiff und Geschirr aber verwaltete die rechnende Hausfrau.

Die drei Menschen lebten in stiller Zurückgezogenheit. Dann und wann besuchten sie besser gestellte Verwandte; doch regelmäßig gingen sie in die Abendandachten und jeden Sonntag demütig zur Kirche. Sie mieden jedes, auch das geringste weltliche Vergnügen. Doch glaubten sie kleine Spaziergänge an schönen Sonntagnachmittagen verantworten zu können, um so mehr, als sie, gemächlich durch das Weichbild der Stadt lustwandelnd, in allen Dingen, die ihnen Herz und Sinn erfreuten, die Güte und Weisheit des Schöpfers erkannten. So kehrten sie jeweils erbaut und dankbar bei untergehender Sonne wieder heim und waren glücklich.

Es war an einem solchen Abend gewesen, als der junge Herr Theophil zum ersten Male mit Sabina Bingasser gesprochen hatte. Er war von einem der grünen Hügel, die das heimatliche Tal beschirmen, wieder in dieses hinuntergestiegen und trug in sich vom alles umfassenden Frieden. Er hatte, die Schönheit des Landes preisend, den

* Aus dem noch unveröffentlichten Roman «Der verlorene Christ».

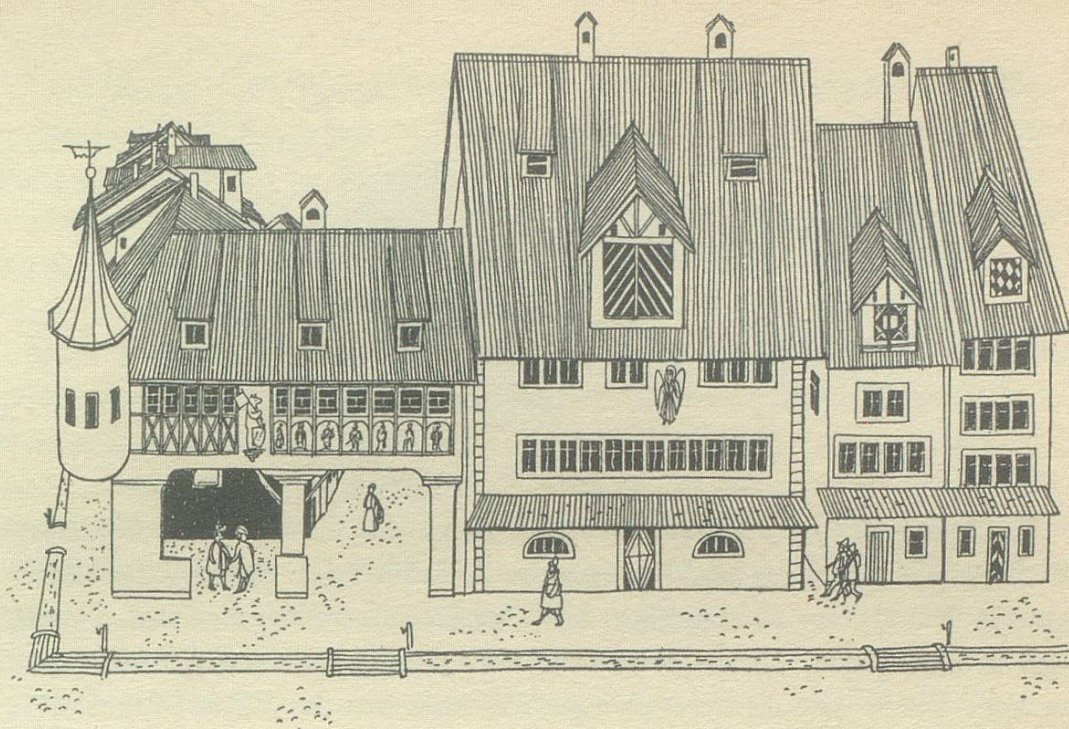
See in der Tiefe, die hohen Berge im Sonnenglanz und die blühenden Obstbäume vor den Toren der Stadt geschaut und sich gefreut am saftigen Maiengras und den sauber gepflegten Gärten der Bürger. So spazierte er, innerlich beglückt, durch eine Pappelallee und grüßte mit ehrlicher Höflichkeit die Herren und Damen, die Männer und Frauen, die ihm begegneten. Denn es herrschte damals noch die schöne Sitte, daß die Leute sich einen guten Tag, einen guten Abend, eine gesegnete Nacht wünschten, mochten sie sich näher kennen oder einander fern stehen. Einer sah im andern den Mitbürger und damit den Schicksalsgenossen in der gemeinsamen Heimat.

Herr Theophil grüßte aber auch die Spatzen, die sich im Staube der Straße tummelten, die Schwalben, die im Blauen ihre Kreise zogen, und die Stare, die in den Wipfeln der Pappeln lärmten. In den klaren Himmel hinein ragten die Türme mit funkelnden Helmkugeln, schimmernden Wetterfahnen und vergoldeten Kreuzen. Heilig festlich ging der Sonntag zur Neige.

Für Herrn Theophil bedeuteten die Sonntage ein Öffnen des Herzens vor dem Schöpfer. Alles erschien dem jungen Gottesgelehrten gut. «Wir müssen dem Lichte zustreben, dann bleibt der Schatten hinter uns», hatte er einmal in sein Spruchbuch geschrieben. Seine Augen dankten für das Licht, und seine Schritte verrieten, daß er sich des Daseins freute.

So wird es uns verständlich, daß Herrn Theophil an diesem Abend die Begegnung mit der Familie Bingasser besonders willkommen war. Sabina trug ein gelb und schwarz gestreiftes Kleid, dessen einziger Schmuck ein blaues Brustrosetten war; auf diesem ruhte ein goldenes Medaillon, das an einem dünnen Halsband hing. Mutter Bingasser war in hugenottisch strenges Schwarz gekleidet. Eine violette Kapotte rahmte das herbe, stolze Gesicht ein. Die Frau hatte große mandelförmige, dunkelbraune Augen und über diesen schöngeformte Brauen. Vater Bingasser schritt bescheiden neben Gattin und Tochter. Die blonden, schon leicht ergrauten Haare berührten im Nacken den Kragen des dunkelgrünen Rockes. Dünne Backenbärtchen betonten scheinbar die Hausherrenwürde. Die schwarze Schildkappe ließ Vater Bingasser älter erscheinen, als er eigentlich war.

Als die Familie den jungen Kandidaten der Theologie daherkommen sah, erlöste sie einen Schneider aus der Hölle, denn alle sprachen im selben Augenblicke dasselbe: «Ei, der Herr Theophil Bohl!»



Vom heutigen Haus «Zur großen Engelburg» an der Marktgasse liegt schon aus dem Jahre 1386 ein Bauprotokoll vor. Damals war es an die berühmten «Libetbänke», das Verkaufslokal für die Schneider und Tuchhändler, angebaut. 1650 tauchte erstmals der Name «Engelburg» auf. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kaufte die Stadt das ehemalige Zunfthaus, ließ es niederlegen und schuf den jetzigen öffentlichen Platz, wobei die «Große Engelburg» zum Eckhaus wurde.

Die neue Zeit scheint die alte Tradition auf die «Engelburg» übertragen zu haben, residiert doch heute das löbliche Handwerk des Kürschners und Schneiders unter ihrem Dache.

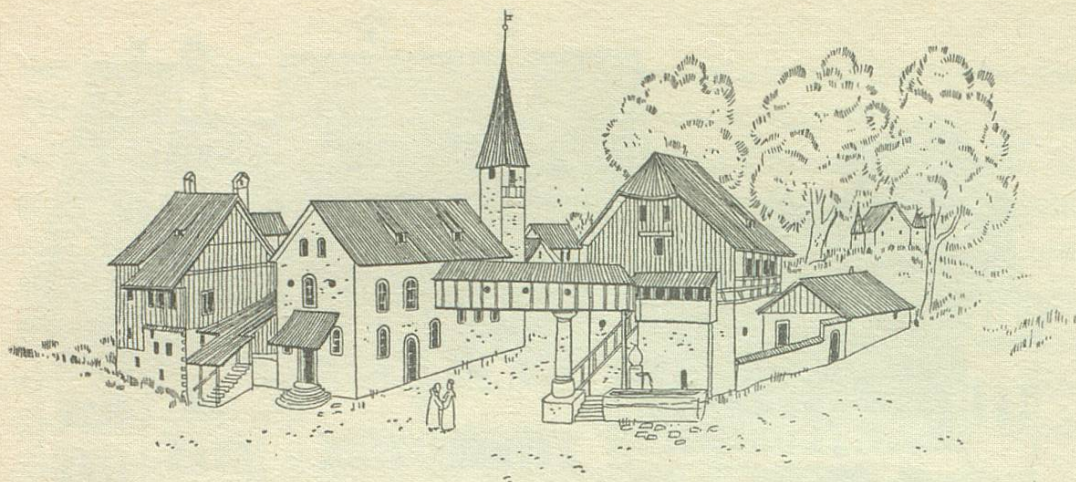
«Es ist auch niemand in unseren kalten Ländern, dem nicht zur ruhen Winters-Zeit der Kürschner muß an die Hand gehen, und müßte manches alte Mütterle zu einem Eiszapfen werden, wann der Kürschner Arbeit nicht sollte der Kälte einen Trotz bieten. Schließlichen so haben die Kürschner manchen berühmten und gelehrten Mann auferzogen. Conradus Gesner, den man Seculi nostri Plinium (den Plinius unserer Zeit) nennt, war auch eines Kürschners Sohn in der Schweiz. Der berühmte Medicus Theodorus Zwinger, welcher in die 500 Historicos in 30 Bücher gefasset, war ebenfalls eines Kürschners Sohn zu Basel. Anderer zu schweigen, welche im Geist- und weltlichen Stande aus diesen Zunftgenossen ihre Ankunft haben und ihrem Vatterland mit trefflichen Nutzen bedienet sind.»

VOCKA & CO.

III

Pelzwaren

Marktgasse 20



Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde durch Abt Rudolf I. von Güttingen die Kapelle des Siechen- und Prestenamtes Linsebühl dem heiligen St. Martin geweiht. Die Wirren der damaligen Welt brachten die Geiseln Pest und Aussatz auch in unser Land. Diesen Armen und Verstoßenen diente das Kirchlein zum geistigen Troste und die dazugehörigen Prestenhäuser zur körperlichen Gesundheit. Eines dieser Häuser war durch einen Laufsteg mit der Kirche verbunden, damit die Aussätzigen nicht in Berührung mit den Kirchgängern kamen. 1526 erfaßte die Reformation auch das Linsebühlamt, und gar manches schöne kirchliche Kunstwerk mag dem Bildersturm anheim gefallen sein. Mitte des 18. Jahrhunderts erlosch der Aussatz. Das Gesundheitswesen der wachsenden Stadt erforderte neue, tiefgreifende Änderungen. 1845 wurde auf dem Linsebühlareal das Bürgerspital errichtet, nicht viel später auf St. Pirminsberg die kantonale Heilanstalt. Das Siechen- und Prestenamt hatte seine jahrhundertlange Pflicht getan. 1897 fiel auch das ehrwürdige Kirchlein, und ein Neubau im damaligen Baustil entstand und sorgte weiterhin für das seelische Wohl des aufstrebenden Stadtteils.

Nicht weit von den damaligen Anlagen des Prestenamtes, an der Gabelung der alten Straße nach St. Fiden und der jetzigen Kleinbergstraße, steht heute der «Rosenacker». Für jeden schöpferischen Menschen ist das Verbundensein mit der Tradition ein wesentlicher Teil seiner Arbeitskraft. Wenn heute im «Rosenacker» der Maler Walter Vogel seine Werkstatt aufgeschlagen hat und die Kunst seines Handwerks hochhält, ist nicht zuletzt das Bewußtsein schuld, auf ehrwürdigem, traditionellem Boden zu leben und zu wirken.

WALTER VOGEL

Kunstmaler und Malermeister

Kleinbergstraße 3

Und wie er an ihnen freundlich nickend vorübergehen wollte, grüßte Mutter Bingasser: «Guten Abend, Herr Pfarrer, Welch ein Vergnügen, Ihnen zu begegnen!»

«Wahrhaftig eine wirkliche Freude», ergänzte Vater Bingasser den Gruß. Sabina machte eine leichte Reverenz und flüsterte: «Guten Abend, Herr Pfarrer, auch meinerseits.»

Herr Theophil lüpfte den Hut und dankte: «Das ist doch ein recht glücklicher Zufall, meine lieben Bingassers, Ihnen an diesem lieblichen Abend in die Hände laufen zu dürfen. Aber, Madame Bingasser, Sie machen mich schon zum Pfarrer, und doch bin ich erst vikarisierender Kandidat.»

«Eh mon Dieu», wehrte die Frau ab, «Sie leiten die Bibelstunden beinahe schon so gut wie der Herr Dekan selbst. Aber wie Sie wollen – Herr Vikar ist auch ein ehrenwerter Titel.»

Sie sagten sich im Laufe des Gespräches, wie es eben Sitte ist unter guten Bekannten, allerlei liebenswürdige Dinge und kamen dann überein, gemeinsam auf einem kleinen Umwege und dem Graben entlang in die Stadt zurückzukehren: die Eltern Arm in Arm, vor ihnen, doch nur einige wenige Schritte, Sabina und Herr Theophil. Die Tochter blickte züchtig vor sich hin; sie war bisher noch nie an der Seite eines jungen Mannes gegangen und wußte kaum, wie sie sich benehmen sollte, um den Augen der ihnen begegnenden Bürger und Bürgerinnen standhalten zu können. Das waren in der Tat zwei sonderbare Paare, die voll beschienen von der tiefstehenden Sonne durch das vergoldete Grün dahinschritten, und es war nicht verwunderlich, daß die Leute ihnen nachschauten.

«Da haben wir es», so sprach zum Beispiel Frau Katharina Scheitlin zu ihrem Manne, «der junge Pfarrer Bohl hat Anschluß gefunden. Man hat ihn bis heute noch nie mit einer Jungfer gesehen. Aber die passen gut zueinander; sie gibt eine richtige Frau Pfarrer.»

Die Familie Bingasser lief auch der FrauTante Schlatter in die Hände.

«Ei», sagte die alte, freundliche Dame, «das freut mich, Bineli, daß du unter die Leute kömmst. Und Sie, Herr Vikar, haben auch einmal das Studieren und die Bücher sein lassen. Sehen Sie, mich dünkt, die Herren Theologen sollten viel mehr unter das Volk und in die Natur hinaus gehen. Ist nicht dieser liebliche Abend eine Quelle, an der wir uns stärken können? Ist nicht dieser Abend eine aufgeschlagene Bibel?»

Herr Theophil setzte sich den Hut, den er ehrerbietig in der Hand gehalten hatte, wieder auf und antwortete: «Frau Verwaltungsrat, das ist ein sehr schöner Vergleich, den Sie jetzt machen. Solange die Sonne scheint, und später, wenn die Sterne am Himmel stehen, haben wir auch das Wort Gottes vor uns. Man hört es zwar nicht, aber man sieht die Wunder der Schöpfung.»

Nach umständlichem Exüsieren beiderseits schieden die Plaudernden wieder voneinander.

«Herr Vikar», nahm jetzt im Weitergehen Sabina das Wort, «darf man die Bibel mit der vergänglichen Natur vergleichen? War nicht das Wort zuerst, und steht dieses nicht über allem?»

«Fräulein Bingasser», gab Herr Theophil zurück, «das Wort ist geschrieben worden; die Natur ist älter als das Wort. Der Mensch hat das Wort, den Menschen aber hat Gott geschaffen.»

Sabina schlug die Augen nieder und schwieg. Sie wagte nicht weiterzudenken, denn sie hatte gelernt: «Im Anfang war das Wort», und sie glaubte steif und fest, daß Gottes Stimme die erste gewesen sei auf Erden. Für sie hatte Gott die Gestalt eines strengen, befehlenden Mannes, sitzend auf goldenem Throne. Sie wußte nicht, daß sie sich damit gegen das Gebot verging, in dem es heißt: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.»

Herr Theophil lenkte das Gespräch in eine andere Bahn; er erzählte dem Mädchen, was er in der kommenden Woche zu tun habe, und erkundigte sich nach Sabinens Arbeit, wie es dem Herrn Vater in der Werkstatt gehe und ob die Mutter am Mittwoch auch in das Katharinenkränzchen komme.

Sie waren durch das Tor in die Stadt gelangt, und unter der Rathauslaube nahmen sie Abschied, wobei Frau Bingasser nicht unterließ, den Herrn Vikar auf den Donnerstagabend einzuladen. Vater Bingasser lüpfte die Kappe und versicherte, auch er würde sich herzlich freuen, und er habe etliche schöne Bücher zum Einbinden in der Butik liegen, die gewiß auch des Herrn Theophil Aufmerksamkeit finden würden.

So war Herr Theophil in die Familie Bingasser und damit auch in der Leute Mund gekommen. Die Stadt war klein, und was am einen Ende geflüstert wurde, war bald am anderen angelangt, ging treppauf

und treppab, stieg hinauf in die Dachkammern und hinunter in die Keller, flatterte aus den Waschküchen in die kleinen Höfe und zu den Bleicheböden hinaus. Da steckten die Frauen und Dienstboten die Köpfe zusammen und schielten nach rechts und links, befürchtend, es könnte ihnen bei dem Verweilen über dem Neuen etwas noch Neues entgehen. Je weniger sie über ein Ding wußten, um so eifriger besprachen sie es, und ein jedes tat noch ein wenig Extrakt hinzu. So wurde denn ganz naturgemäß aus einem Knäuelchen ein Knäuel, aus einem freundlichen Grüßen zwischen jungen Leuten ein Augewinken aus Verliebtheit, aus harmlosem Lachen ein malplaciertes Sichbenehmen; kurzum, es gedieh das Wissen um das Leben der einzelnen üppig wie Unkraut.

Das mußten auch Herr Theophil und die stille Sabina Bingasser erfahren. Von Spezereiladen zu Spezereiladen ging die Neuigkeit, der junge Vikar von St. Magni sei mit der Familie Bingasser am Sonntag öffentlich spazierengegangen. Andere behaupteten, es sei dies der Verlobungsausflug gewesen, doch hätten die Mittel des kleinen Buchbindermeisters nicht weiter gereicht als bis zu einem schmalen Vesper im Herbrig-Bädli. Und die Dritten wußten, man habe das Bineli Bingasser und den Vikar, der eigentlich noch gar kein richtiger Vikar sei, sondern immer noch Kandidat, allein auf dem Röteliweg angetroffen.

«Ja, was ist schon daran?» fragte die Witwe Weibrad Lenggenhager, als sie am Löwenbrunnen das Kupferkessi unterstellt hatte, «wißt ihr denn nicht, daß Frau Bingasser im Stoffladen hinterm Turm vier baumwollene und zwei flanelle Bettücher gekauft und die alte Lüberin in der Wassergasse für drei Tage auf die Stör bestellt hat?»

«Also ist es doch wahr!» stimmten die staunenden Frauen bei. Sie hatten darob die Gelten, die Eimer und Krüge überlaufen lassen.

Aber alle diese Gerüchte machten vor der Türe der Familie Bingasser halt. Denn die Leute hatten Respekt vor der großen und dann und wann etwas resoluten Frau. Wenn sie mit ihrem bestimmten Schritte durch die Gassen oder über den Markt ging, hätte es niemand gewagt, sie zu fragen, was an der Sache wahr sei. Ja selbst im Bibelkränzchen sprachen die Frauen und Mädchen nur mit den Augen, als Mutter Bingasser und Bineli zur Türe hereinkamen.

«Ich glaube nicht, daß etwas an dem Gerede ist», sprach die

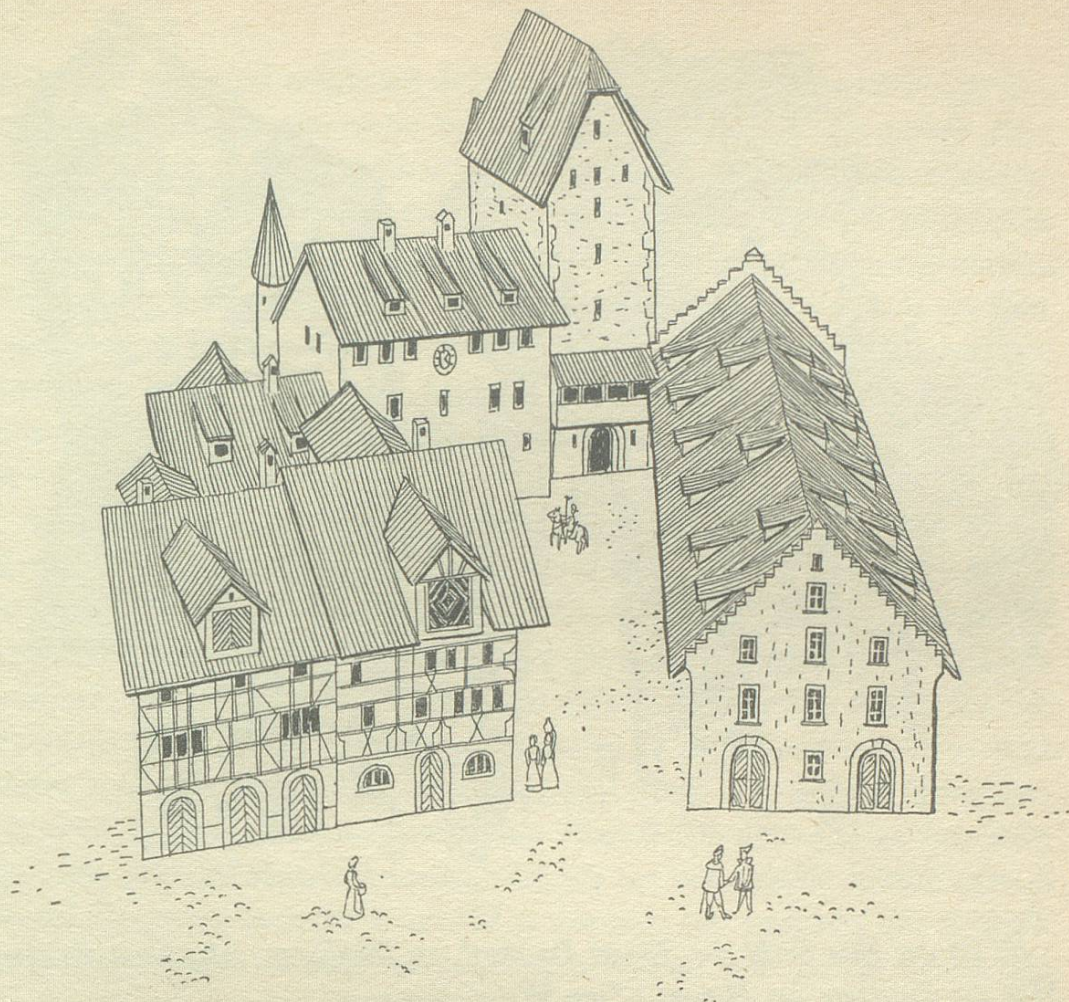
Jungfer Walser zur Jungfer Mazenauer; «ich habe den Herrn Vikar genau beobachtet; er hat die beiden nicht freundlicher begrüßt als uns alle.»

«Er ist einer schlaunen Mann und sie ein stiller Wasser», flüsterte die alte Sprachlehrerin Madame Tissot über ihr aufgeschlagenes Testamentchen hinweg.

Die Bingasser hatten aber auch ihre guten Leute. Diese gönnten dem wohlerzogenen Mädchen die Bekanntschaft mit dem trotz dem Predikantenrocke lebensfrohen Vikar, und sie waren der Überzeugung, das Bineli Bingasser eigne sich sehr gut als Pfarrfrau auf dem Lande – irgendwo, in einem kleinen Dorfe des Rheintals. Es zweifelte niemand daran, daß Herr Theophil nach seinem Vikariate in der Stadt eine Pfründe auf dem Lande erhalten werde. Für eine Stadtkirche komme er allerdings weniger in Frage; denn schließlich sei er doch nicht Stadtbürger, sondern ein Hintersäß, und ferner seien bereits zwei Anwärter vorgemerkt, die aus alten Bürgerfamilien seien, und denen gebühre das Vorrecht.

Besonders war es wieder die Frau Tante Schlatter, die mit guten Worten von der geheimen Liebe Binelis sprach und sich vornahm, falls die Geschichte einmal so weit sei, die Vorhänge und die Rouleaux für das neue Pfarrhaus zu stiften; als Gotte wisse sie, daß sie neben den Pflichten aus der christlichen Taufe auch noch so etwas wie weltliche zu erfüllen habe. Und was den Herrn Vikar anbelange, so respektiere sie ihn; wohl sei er dann und wann noch zuwenig fest in der Verkündigung des Wortes, und man könnte seine manchmal etwas zu gelehrten Auslegungen dieses oder jenes Textes als allzu eigenköpfig deuten. Doch der liebe Gott werde ihn väterlich bei der Hand nehmen und vollends zum Lichte führen; denn es wäre zu schade, wenn ein so vielversprechender junger Mensch zu den Reformern sich verirren würde.

Nun aber hatte sich Herr Theophil überhaupt noch gar nicht darüber ausgesprochen, wie er sich zu Sabina stelle. Doch bei seinen Besuchen im «Ölblatt» mehrten sich die Anzeichen gegenseitiger Zuneigung. Mutter Bingasser trat aus ihrer äußerlichen Strenge und Zurückhaltung heraus und versprach, bei Gelegenheit einmal erzählen zu wollen, wie sie und Vater Bingasser zusammengekommen seien. Dieser schilderte, was er auf der Wanderschaft im Elsaß und in Frankreich gesehen und erlebt habe. Er holte auch aus der Butik



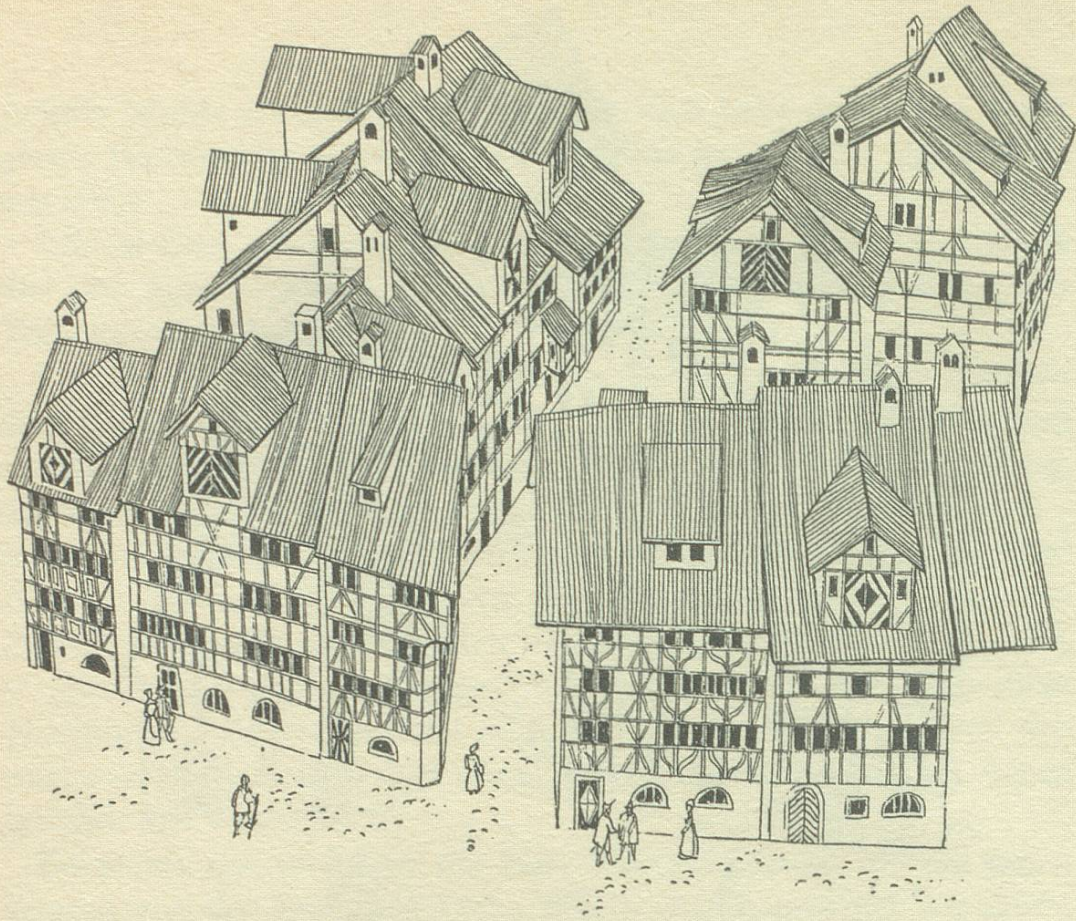
«ein freie gesellschaft wolvermögliger burger die keine handwerk treibend noch kein offen läden habend, ob si schon koufleut sind, so man vom Nottenstein nent», so schildert Vadian die Erbauer des Nothweststeins, des an das Brühlthor anschließenden mächtigen Gebäudes.

Im Jahre 1799 wurde an Stelle des alten Gesellengebäudes das heutige stattliche Haus errichtet, und seither befindet sich in seinen Mauern das Bankhaus Wegelin & Co. mit einer mehr als 200jährigen Tradition.

Viele Wandlungen haben sich in dieser Zeitspanne im wirtschaftlichen Leben vollzogen, aber nach wie vor erheischen die Fragen des Wertschriften- und Handelsgeschäftes die gewissenhafte Beratung des weitblickenden, tüchtigen Bankiers. Schenken Sie uns Ihr Vertrauen und beehren Sie uns mit Ihrem Besuch.

BANKHAUS WEGELIN & CO.

Theaterplatz 17



Es ist das gute Recht der Jünger Bacchus', zu fabulieren; also höret die alte Mär des Besitzers des Hauses «Zum Weinfalken»:

Er war ein gar gottesfürchtiger, edler Mann, der zu St.Gallen seinen Geschäften nachging. Als freudiger Zecher mit Jägerblut hatte er im benachbarten Rheintal einen Rebberg, der ihm gar manchen guten Tropfen lieferte. Der Rebbauer, der in seinen Diensten stand, hielt ihm auch seine Jagdfalken stets bereit. Eines Abends zur Winzerzeit, im Kreise fröhlicher Zecher, behauptete aber einer seiner Kumpanen, daß «syn Wyn gar zu nahe am Rhyn gewachsen seye», worauf er rief: «Gott schicke mir ein Zeichen, daß dem nit so seye, syn Truben seyen gewachsen uf der Erden und nit mit Wurzeln so dem Wasser nahe gingen». Nicht lange aber ging es, da klopfte es klirrend an die Butzenscheiben gegen den Bohl hin. Man schob das Riegelfenster auf, und hinein flog des Gastgebers schönster Falke, eine prächtige, rote Traube im scharfen Schnabel. Der Muckerer aber, ein wohlbestallter Malermeister, sagte: «Zum Zeichen, daß ich an Euch und Euerem Weine gezweifelt habe, will ich hingehen und Euch Euer Haus bemalen, und fortan soll es heißen ‚Zum Weinfalken‘.»

Heute ist der ‚Weinfalken‘ durch Speis' und Tranksame wohlbekannt, ein Treffpunkt angesehener Bürger unserer Gallusstadt.

einige Bücher und zeigte sie dem Gaste. Der kleine Meister hatte eine gute Bildung; er war sehr belesen und unterhielt sich gerne über Dinge, die die Gedanken über die Stadtmauern hinausführen konnten. «Sehen Sie, Herr Vikar», sprach er eines Abends, «welch lehrreiches Nachschlagewerk dieser Orbis pictus! Diese schönen, handgemalten Stiche und die feinen Buchstaben! Die weite Welt öffnet sich vor uns, wenn wir in diesem Buche blättern. Hier ist wahrhaftig erquickende Mehrung des Wissens zu finden! Und hier: die Geschichte der älteren und neueren Zeiten des Monsignore von Condillac, elf Bände in trefflicher Übersetzung.»

Herr Theophil schlug den letzten Band auf und las auf der letzten Seite: «Inzwischen ist die beste Erziehung nicht die, welche wir unseren Lehrern zu danken haben, sondern die, welche wir uns selbst geben.» Fragend schaute er Vater Bingasser an, und dieser antwortete: «Es steckt viel Wahrheit in diesem Satze; was nützt uns alle Schulweisheit, wenn wir uns nicht selbst in der Gewalt haben. Was nützt mir das schönste Einbindpapier, wenn ich es mit klebrigen Händen anfasse. Schon diese kleine Handhabung verlangt von mir, daß ich mir die Hände wasche, ehe ich an die subtile Arbeit gehe.» Vater Bingasser lächelte bescheiden vor sich hin und zog die Schlußfolgerung: «Das Händewaschen gehört auch zur guten Erziehung und ist etwas, das sich ein jeder Mensch von sich aus beibringen kann.»

Jetzt nahm der kleine Meister ein zierliches Büchlein, betrachtete es wie ein Kleinod und erklärte: «Das Hohe Lied Salomons; auf der einen Seite deutsch, auf der anderen hebräisch. Das hohe Lied auf die Kirche als Braut Christi. Ich habe einmal gelesen, solche Liebe sei nur möglich, wenn sie von Gott entfacht und durch ihn zur mächtigen Flamme geworden sei. Aber man muß ein gewisses Alter haben, um dieses Lied richtig verstehen zu können.»

Herr Theophil betrachtete das Bändchen. Er las den Anfang in hebräischer Sprache vor, und die Zuhörer staunten ob seiner Gelehrsamkeit.

«Es ist das schönste Liebeslied, das ich kenne», versicherte er; «und ich habe doch schon vieles gelesen, von Properz und Catull, auch von griechischen Dichtern, und erst die lieblichen Verse der Sappho! Lateinisch die einen, griechisch die anderen, und dann die wunderbaren Gedichte des Herrn Goethe. Aber alles reicht doch nicht heran an das Lied Salomons. Der König ist der liebende Jüngling; er be-

gegnete einem Mädchen, das hieß Sulamith, und verlor an dieses die Ruhe seiner Seele und sein Herz. Und das gleiche geschah Sulamith, als sie den König erblickt hatte. Liebe, die so tief geht, kommt aus Gott, mündet in Gott. So deute ich mit kurzen Worten das Lied.»

«Entschuldigen Sie, Herr Vikar, wenn ich Sie einmal unterbrechen muß», sprach Mutter Bingasser, und sie wandte sich an die Tochter: «Sabine, sei so gut und schau einmal nach, ob die Butiktüre geschlossen sei. Mir ist, ich hätte sie offengelassen.»

Sabine erhob sich, und als sie aus der Stube war, fuhr Mutter Bingasser fort: «Sie müssen mich verstehen, Herr Vikar, es ist doch besser, wir sprechen vor Bineli nicht über derlei Dinge, sie ist noch zu jung für die – ja, wenn ich es sagen darf – doch sehr menschenliebe Liebe des Königs Salomon. Denken Sie, erst zwanzig Jahre alt ist das Bineli! Wie sollte es auch verstehen, wie das Hohe Lied zu lesen ist? Die Jugend deutet manches anders, als es sein sollte, und manches versteht sie falsch. Ja selbst uns Erwachsenen ist vieles unklar, was in der Bibel steht. Ich habe Bineli gesagt, das und das könne es lesen, für das andere aber sei es noch zuwenig fest.»

Vater Bingasser schaute seine Frau und Herrn Theophil an, faltete die Hände und fügte bei: «Es ist deshalb am besten, sich an den Bibelkalender zu halten; der ist auch auf die Ohren der Kinder eingestellt.»

Als Sabine wieder in die Stube trat und versicherte, die Butiktüre sei mit dem Schlüssel zweimal geschlossen, beugte sich Herr Theophil über die auf dem Tische liegende Handarbeit, lobte die Genauigkeit der Stiche und bewunderte die treffliche Zusammenstellung der Farben.

«Aus fünf verschiedenen Seiden ist diese offene Rose hier», erklärte Sabine, «aus dreien die Knospe hier.» Sie strich mit der Rechten liebevoll über die Stickerei.

Als Herr Theophil nach diesem Abend auf dem Heimwege war, dachte er über den Grund seiner Besuche im Hause zum «Ölblatt» nach. Er wurde von Sabinens Eltern behandelt, als käme er eigentlich ihretwegen. Bineli schien ihn seines Standes wegen zu verehren. Obwohl es auch jedesmal, wenn er mit ihm sprach, errötete und kaum aufzuschauen wagte, so verriet dies doch noch lange nicht, daß es ihn liebe. Er aber spürte jeden Tag in sich ein herzliches Verlangen nach dem Familientische des kleinen Buchbinders. Er stand allein in der

Welt; früh schon hatte er die Mutter verloren, und der Vater war vor vier Jahren gestorben. Die Schwester, die hoffnungsvoll als Missionsbraut ausgezogen war, hatte das Schwarzwasserfieber an der Goldküste bald nach der Hochzeit hinweggerafft. In seiner Einsamkeit empfand Herr Theophil um so tiefer das Glück, einmal oder zweimal in der Woche mit lieben Menschen zusammensitzen zu dürfen. Hätte er verstanden in den Augen Sabinens zu lesen, was im Herzen des Mädchens erwacht war, hätte er nicht mehr lange fragen müssen: «Hast du mich lieb?» Aber er verstand die Kunst, in das Herz eines anderen Menschen zu schauen, noch nicht; das hatte er im Studium nicht gelernt. So blieb er denn im ungewissen und glich einem Blinden, der tastend den Wänden nach streift und die Türklinke sucht. Er fragte sich, was es denn auch sein möge, das ihm das Herz bewege, wenn der linde Abendwind ihn umstrich, der wachsende Mond hintern den Hügeln heraufkam und, von den Sternen umgeben, über dem Tale glänzte.

Und wieder war eine solche Stunde gekommen, in der er hinausziehen mußte, die Stille der Nacht zu suchen. Er stieg bergwärts, wanderte durch den schweigenden Wald und schritt auf schmalen Steigen an schlafenden Bauernhöfen vorüber. Er ließ seinem Denken und Sinnen freien Lauf. Jetzt war er nicht mehr umschlossen von dem unsichtbaren Gehege, das ihn, den Theologen, umgab, wenn er im Kreise der anderen weilte. Nun war er ein Mensch mitten in der Nacht. Das angelernte Wissen galt hier, unter den Sternen, nichts mehr. Er stand dann und wann still, stützte sich auf den Hakenstock, atmete in tiefen Zügen und wandte das Gesicht himmelwärts, ein staunendes, dankendes, im Innersten zufriedenes Weltkind Gottes.

Die nächtlichen Wanderungen führten stets zum selben Ziele. Dieses war eine hohe Buche, dort, wo der Bergweg die oberste Stelle des Kammes erreicht. Der alte Baum hatte einen glatten Stamm; die Rinde war silbergrau und beinahe so zart wie feines Pergament. Das Astwerk begann wohl erst in Dreimannshöhe. Mächtig und von vollendetem Ebenmaß war die Krone gewachsen; wenn sich das Mondlicht auf das Laub legte, glich sie einer schimmernden Wolke, regungslos am Himmel stehend, herausgekommen aus dem Dunkel des Tannenwaldes.

Herr Theophil liebte die alte Buche über alles; sie war ihm der Inbegriff der Heimat, war ihm Zuflucht, und ihr anvertraute er alles,

was in ihm vorging. Bei solchen Geständnissen flüsterte er, den Stamm umfassend: «Kein Mensch soll wissen, was du jetzt weißt. Nur Gott und du kennen mein Innerstes.»

In dieser Nacht saß er auf einem Findling zu Füßen des Baumes. Er hatte die Hände um die Knie geschlungen und dachte an Sabine. Im «Ölblatt» brannte wohl kein Licht mehr; doch vielleicht las Vater Bingasser noch an seinem Lesepültchen in der «Geschichte des Abtes von Condillac» oder in dem *Orbis pictus*. Denn der häusliche Mann liebte es, am Ende des Tages sich noch in ein Buch zu vertiefen. Dann konnte er auch mit der Rechten sorgfältig das Gelesene skandieren und leise wiederholen, was ihn besonders fesselte. Tat er dies, wenn Mutter Bingasser neben ihm saß und arbeitete, dann bat sie: «Lieber Daniel, laß doch bitte dieses Nachfahren und das Wispeln; das enerviert mich entsetzlich.»

Im Rücken des Nachtwanderers lag die Stadt im Tale. Sie war von der Höhe aus nicht sichtbar; nur die Spitzen und Kuppeln der Kirchtürme ragten aus der schlafenden Tiefe. Herr Theophil schaute hinüber zu den hohen Säntisbergen. Er war einmal dort oben gewesen, nicht auf dem Säntis selbst, der war ihm zu steil; aber auf einer schönen Alp; und er hatte sich den Hut mit Alpenrosen bekränzt, rundum, hatte auch noch fünf große Sträuße an den Alpenstock gehängt. Das war so der Brauch der Bergsteiger von damals; sie trugen auf diese Art und Weise die Bergluft in ihre Stuben.

Herr Theophil fragte sich bei diesem Erinnern, ob er nicht einmal mit Sabina zu jener friedlichen Alpweide hinauf wandern könnte? Aber schon kam ihm in den Sinn, daß das Mädchen gewiß Angst bekäme, wenn es auf schmalem Pfade am Rand der Felswände dahingehen müßte. Denn es war ja noch nie auf anderen Wegen gegangen als auf solchen, die entweder zwischen Gärten und Wiesen ebenausführten oder gemächlich, von Hecken und Hägen eingefast, hügelan sich zogen.

Sabine – – – Herr Theophil lehnte sich jetzt an den Stamm der Buche, und den Himmel überschauend, suchte er einen besonders schönen Stern für die schlummernde Geliebte. Oder sollte er ihr den silbernen Mond widmen? Nein – dort im Osten stand in vollem Glanze Jupiter! Abermals: nein! Jupiter war zu wuchtig für das Mädchen. Stern um Stern fragte der Suchende. Er kannte gar manche beim Namen, weil er neben der Theologie auch die Wunder im unendlichen

All so weit studiert hatte, um sich zurechtfinden zu können auf dem Wege zu Gott. Auf dem weiten, weiten Wege, den ja kein Mensch, selbst in Gedanken nie, zurücklegen kann, begegnete er dem Stern Atair. Dieser hatte die Kraft, neben dem blendenden Monde zu bestehen. «Du bist der Stern, dem ich Sabine anvertraue, dein Licht ist ruhig und von klarem Glanze. Leuchte du auf das ‚Ölblatt‘ und schaue hinein in die Kammer meines geliebten Mädchens! Und sollte es jetzt die Augen aufschlagen, sollte es sich jetzt schlaftrunken zum Fenster tasten, Atair, strahle ihm entgegen! Vielleicht bist du der Stern, der die Liebenden behütet, vielleicht bist du ein Paradies seliger Geister, die aus ihrer irdischen Liebe entrückt worden sind!»

Und es geschah wirklich zur selben Stunde, daß Sabine aus unruhigem Schlafe auffuhr, weil der helle Stern mitten in ihrem Fenster leuchtete und seine Strahlen die Schlummernde geweckt hatten. Sabine sah den Mond nicht, denn er stand über dem Hause. Sie war geweckt worden von dem funkelnden Gestirn, das aus tiefer Ferne hervorgekommen war. Im Angesicht des Sternes empfand sie dessen Schönheit nicht mit jener stillen Frömmigkeit, mit der sie zum Beispiel den ausgewählten Weihnachtsstern begrüßt hätte; sie war erfaßt worden von einer urmäßigen Macht und fühlte sich hinausgetragen ins Unendliche, und im Herzen fragte sie den Stern: «Was willst du von mir? Wohin führt mich dein Licht?»

Und versunken in das Schauen und Erwarten, legte Sabine die Hände auf das Herz, als wollte sie ihr Innerstes in banger Abwehr verbergen. Sie wußte nicht, was über sie gekommen war, warum ihr Blut zu rauschen begann und heiß in die Wangen stieg. Es war nicht Schmerz und war nicht Furcht; was sie regungslos machte, war auch nicht Freude, die sie beglückte, sondern eine bisher nicht gekannte Lust, Liebe schenken zu dürfen. Nicht der Mutter, nicht dem Vater, sondern ihm, dem gütigen Freunde, in dessen Nähe sie glücklich sein durfte. Sie gestand ihre Sehnsucht dem bezwingenden und zugleich erlösenden Sterne und wagte dennoch nicht den Namen des Geliebten auszusprechen.

Keines wußte um des andern Geständnis; ein jedes hatte nur vor sich selbst bekannt, daß es liebe. Der Nachtwind allein hätte der Bote zwischen dem Mädchen im «Ölblatt» und dem sterneverschenkenden jungen Theologen auf dem Berge sein können. Aber der Wind war eingeschlafen, und es regte sich nicht ein Halm, nicht ein Blatt, nicht

einmal das Spinnennetz, das taubeperlt an einem Schwarzdorn hing. Langsam stieg Herr Theophil ins Tal hinunter. Er hatte sich vorgenommen, Sabine einen Brief zu schreiben und ihr zu gestehen, wie sie ihm alles geworden sei. Zu Hause wollte er sich gleich hinsetzen und nicht erst den Morgen abwarten. So voll war sein Herz. Doch als er in seinem Zimmer stand und um sich die alltäglichsten Dinge sah, die Bücher, die begonnene Predigt, die er am Sonntag im abendlichen Gottesdienste für geplagte Hausfrauen und fromme Dienstboten halten sollte, die Pantoffeln in der Ofenecke und in einem anderen Winkel ein paar Schuhe, kam plötzlich die Ernüchterung über ihn. Und er sah ein, daß seine Gedanken noch nicht reif waren für den werbenden Brief.

«Ich bin doch ein rechter Tor!» schalt er sich; «ein Liebesbrief im Mondschein geschrieben – müßte ich nicht erröten, wenn ich ihn am hellen Tage lesen würde? Theophil, Theophil, nimm dich zusammen! So ein Brief ist keine Kleinigkeit; er muß überdacht werden, und der Verstand muß dabei klar sein.»

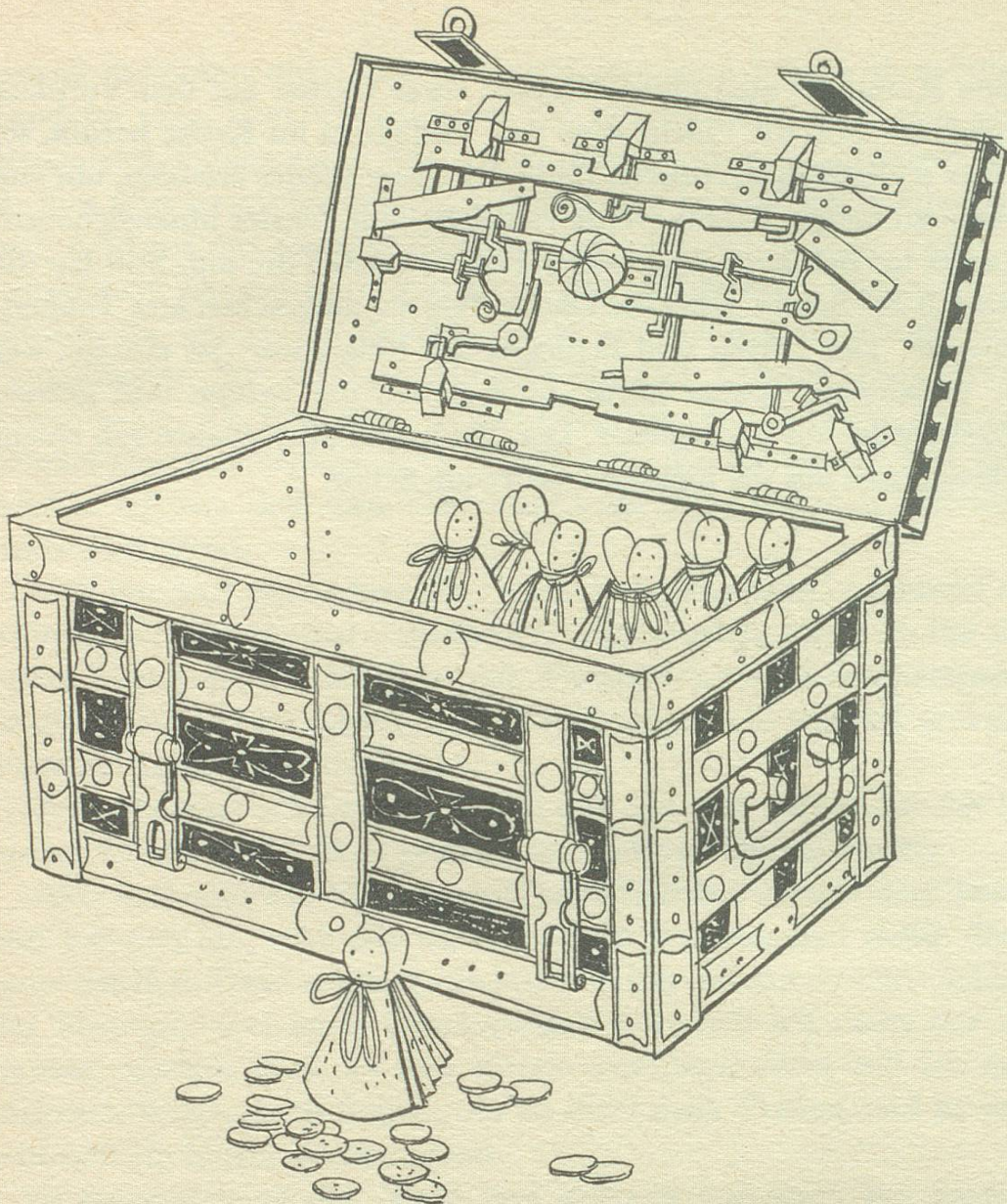
Herr Theophil schritt in dem Zimmer auf und nieder, bis der im untern Stocke darob wach gewordene Nachbar dreimal klopfte.

«Wie sind doch die Mitmenschen empfindlich», sprach Herr Theophil vor sich hin, schlüpfte dabei aus den Bottinen und stellte diese unter das Bett. Dann setzte er sein Hin und Her auf den weichen Sohlen der Strümpfe und seine Überlegungen fort: Soll ich nicht nur an Sabine, sondern auch an ihre Eltern schreiben? Oder soll ich den Heinrich Weißenbach fragen; der ist doch mein Freund und ist verlobt und ein kluger Mensch dazu.

Er setzte sich an den Tisch und kritzelte auf einen zur Predigt bereitgelegten Konzeptbogen krause Striche; die fanden sich schließlich doch zu einem Ganzen zusammen, und es wurde daraus, was mit seinem nächtlichen Erlebnis in innigstem Zusammenhang stand: eine zierliche Federzeichnung der alten Buche.

Zwei Tage lang suchte Herr Theophil einen Weg aus dem Netze, das die Liebe über ihn geworfen hatte. Er wagte nicht am «Ölblatt» vorüberzugehen; er floh hinaus vor die Stadt und kehrte, kaum das Tor im Rücken, voll Unruhe wieder um. Er wagte sich sogar nur bis zum Anfang der Gasse, in der Sabine wohnte, schaute um eine Hausecke nach der Wohnung der Geliebten und lief dennoch behend davon, als Mutter Bingasser unter der Türe erschien und mit wohlabgemes-

senen Komplimenten einen Kunden ihres Gatten auf den Vorplatz begleitete. Und die Flucht trieb den Verliebten im Kreise herum, so, daß er schließlich am oberen Ende der Gasse wieder erschien, um von neuem zu hoffen, Sabine werde vielleicht zum Fenster hinausschauen. Aber es tat sich auch jetzt weder Fenster noch Türe auf. Still lag die Gasse in der Sonne. Über die Dächer flog ein aufgeschreckter Taubenschwarm. Das Girren und Schlagen der Flügel war das einzige, was der verborgene Späher hörte. Jetzt glitten die weißen und grauen Vögel wieder zur Erde nieder. Der Täuberich überschaute von einem Erkergesimse aus die nickende, pickende Schar.



Zu allen Zeiten wurde dem Schutze der persönlichen Ersparnisse große Beachtung geschenkt. Vielfach gesicherte Truhen und Geldkisten in prachtvoller Ausführung dienten zur Aufbewahrung der Sparbatzen, wie es die eisenbewehrte St.Galler «Dublonenkiste» zeigt.

Der Sparwille des einzelnen hat nicht aufgehört, wirksam zu sein – nur die Methode der Aufbewahrung hat geändert. Heute dient das Sparkassenbüchlein dem gleichen Zweck wie einst die eisenbewehrte Truhe. Das Vertrauen in die Sicherheit ist auf die «Sparkasse» selbst übergegangen. Die seit 1835 bestehende Ersparnisanstalt des Kaufmännischen Directoriums AG, St.Gallen, hat das Vertrauen weiter Kreise und wird weiterhin bestrebt sein, es auch in Zukunft zu sichern.

ERSPARNISANSTALT DES KAUFMÄNNISCHEN
DIRECTORIUMS AG, ST.GALLEN

Gallusstraße 16